

Ansgar Marx

Die Mutterlose

Die Geschichte eines gekidnappten Kindes



Edition SpicyPlanet

www.iko-info.de

Ansgar Marx

Die Mutterlose

Die Geschichte eines gekidnappten Kindes

Copyright

1. Auflage

© Prof. Dr. Ansgar Marx

Edition SpicyPlanet

iko Institut für Konfliktlösungen

Wolfenbüttel 2020

Kontakt:

www.spicyplanet.org

www.iko-info.de

iko.institut@t-online.de

Vorwort

Es muss nicht immer ein Krimi sein. Das Leben selbst ist der phantasievollste Geschichtenerzähler. Es öffnet uns Türen zu dramatischen, unglaublichen und meist hoffnungsvollen Lebensläufen. Der Wille zum Überleben und zur Selbstentfaltung gehören zu den stärksten Antriebsmomenten unserer Existenz.

Mein Berufsleben als Jurist, Rechtsanwalt, Referent für internationale Familienfälle und zuletzt als Professor für Familienrecht hat mich oft in Erstaunen versetzt, zu welchen menschenverachtenden Taten Einzelne in der Lage sind. Und welchen Mut Unterdrückte aufbringen, sich aus ihrer Misere zu befreien. Meist gelingt ihnen die Befreiung mithilfe Anderer, die an sie glauben. Oft stößt das Rechtssystem an seine Grenzen und reagiert in starren Strukturen, die den Menschen als solchen aus dem Blick verlieren.

In einer losen Abfolge von wahren Geschichten, die mich besonders erstaunt und bewegt haben, will ich die Akteure selbst zu Wort kommen und sie von ihrer

Achterbahn des Lebens berichten lassen. Die Betroffenen waren bereit, dass ihre Geschichte - anonymisiert - veröffentlicht wird. Voraus gegangen war jeweils ein aufgezeichnetes Interview, aus dem ich so wahrheitsgetreu wie möglich eine Kurzgeschichte geformt habe.

Die Geschichten führen uns in existenzielle Abgründe aber auch wieder hinaus. Gemeinsame Klammer ist meist ein familienrechtlicher Hintergrund, wie etwa eine Zwangsheirat, eine verkehrte Adoption oder eine Kindesentführung im Familienkreis. Wenn nötig habe ich einige wenige rechtliche Fakten aufgezeigt.

Hier beginne ich mit der Geschichte von Chioma, die "Mutterlose" genannt wurde.

Wolfenbüttel und Unawatuna im Februar 2020

Ansgar Marx

Die Mutterlose

Gesa erschrak, als sich der Schlüssel drehte und die Haustüre quietschte. Sie hatte nicht so früh mit ihm gerechnet. Wenn er die späte Schicht hatte, kam er meistens zwei Stunden später nach Hause. Sie schluckte und merkte, wie ihr Körper sich anspannte, obwohl Chioma wohlig auf ihrem Schoß eingeschlafen war. Der Teller Babybrei, der auf der geblühten Tischdecke neben dem angebissenen Wurstbrot stand, war so gut wie nicht angerührt. Sie hörte Boubacars schwere Schritte, bevor er die angelehnte Küchentür aufstieß. Ängstlich kreuzte ihr Blick seine dunkelbraunen Augen. Sie hatte sich angewöhnt, ihm zuerst in die Augen zu schauen, um seinen Gemütszustand zu erkennen. Konnte sie aufatmen, weil der Ausdruck seiner Augen heute klar war, oder hatte ihn wieder diese Niedergeschlagenheit oder schlimmer noch, die unkontrollierbare Aggression übermannt? Furcht stieg in ihr hoch. Sie kannte diesen glasig verschwommenen Blick, seine rot unterlaufenen Augen und wusste, dass er heute Abend unberechenbar sein würde. Offenbar hatte er wieder etwas von diesen Medikamenten eingenommen.

Sie grüßte ihn zögernd und rückte ihm einen Stuhl zurecht. Er aber blieb stehen. Seine große kräftige Statur, die sie einmal bewundert hatte, flößte ihr Furcht ein.

„Warum sitzt Du hier, während der Fernseher nebenan läuft? Hast Du nichts Besseres zu tun?“

„Ich habe nicht so früh mit Dir gerechnet. Später hätte ich uns etwas zu essen vorbereitet.“

„Meine Tochter hat wohl eine schlechte Mutter als Vorbild.“

Er holte unvermittelt aus. Sie beugte sich instinktiv schützend über Chioma. Der Schlag traf sie am Ohr und sie spürte einen stechenden Schmerz. Blut tropfte auf ihr weißes T-Shirt und auf die geblümete Tischdecke. Ihr Ohrring war abgerissen.

Gesa drückte Chioma an sich und entkam ins Schlafzimmer, wo sie die Türe sogleich verriegelte. Jetzt war sie erst einmal in Sicherheit. Er trommelte mit seinen Fäusten an die Türe. Zum Glück hatten sie dort einen zweiten Telefonanschluss. In ihrer Not rief sie ihre Mutter an, die versprach gleich zu kommen, um Boubacar zu besänftigen.

.....

Gesa und Boubacar

Gesa lernte Boubacar Ende 1978 in einem Fotoatelier in Wunstorf, einer Kleinstadt bei Hannover, kennen. Sie war gerade Anfang Zwanzig und nach ihrer Fotografenlehre als Assistentin des Inhabers tätig. Sie hatte blonde Naturlocken, blaue Augen und einen offenen Gesichtsausdruck. Für jeden Kunden hatte sie ein freundliches Wort parat. Für ihren Chef war sie eine Perle, unbekümmert, um nicht zu sagen naiv und unerfahren. Sie war in kleinbürgerlich behüteten Verhältnissen in dem niedersächsischen Städtchen Wunstorf mit vier Geschwistern aufgewachsen und aus ihrer Kleinstadt, außer dem jährlichen Familienurlaub an der Ostsee, nicht herausgekommen. Sie war offenherzig und das Fremde, das Andersartige reizte sie. Von Zeit zu Zeit besuchte sie die Landesfußballschule in Barsinghausen, ganz in der Nähe, um ein paar Fußballstars zu erspähen und zu fotografieren.

Es war ein Montag wie jeder andere als Boubacar den Laden betrat, um einige Portrait- und

Bewerbungsaufnahmen von sich machen zu lassen. Im Studio war sie beeindruckt von seiner hochgewachsenen kräftigen Statur und seiner höflichen Art der Konversation. Er zeigte Interesse an ihrer Mittelformatkamera und machte ihr Komplimente zu ihrem roten Kleid mit den weißen Punkten. Er sprach von seiner Heimat Nigeria, seinem Medizinstudium in Deutschland und seiner Anstellung als Internist im Krankenhaus in Wunstorf. Nach Ende der Fotosession lud er sie zum Essen in ein feines Restaurant nach Hannover ein. Er werde sie mit dem Auto abholen und selbstverständlich nach Hause begleiten.

Am nächsten Abend fuhr er mit seinem silbernen Mercedes 280 SE vor, öffnete ihr galant die Türe. Sie genoss die Fahrt in dem luxuriösen Gefährt, mit dem keiner aus ihrer Familie aufwarten konnte. Sie war ganz begierig, von seinem Leben in Nigeria zu erfahren. Und so erzählte ihr neuer Bekannter seine aufregende Geschichte:

Bob, so nannten ihn seine Freunde, war Anfang 40, und stammte aus einem Dorf aus dem Süden Nigerias, nicht weit entfernt von den Ölfeldern im Nigerdelta.

Sein Vater war Baustoffhändler und verdiente gut, starb aber schon früh als Bob gerade zwölf Jahre alt war. Er hinterließ seiner Mutter zwei Häuser.

Bob war der Älteste. Auf ihm ruhte und lastete die Hoffnung der Familie. Als Ältester war ihm schon in der frühen Jugend die Verantwortung für seine zwei jüngeren Schwestern und seinen Bruder übertragen worden. Er führte, so gut er konnte, den Laden und ging zur Schule. Er war ein aufgeweckter Schüler, aber die Verantwortung ließ ihm wenig Zeit zum Lernen und für Parties. Die Verantwortung lag wie eine Bürde auf ihm. Seine Mutter sah in ihm einen würdigen Nachfolger seines Vaters. Er selbst sah sich jedoch nicht als Kaufmann. Er hatte keinen Draht zu Baustoffen. Ihn interessierten Menschen, nicht Steinplatten, Moniereisen oder Metallschrauben. Sein Traum war es, Arzt in Europa zu werden, um später nach Nigeria zurückzukehren und dort eine Klinik zu eröffnen.

Im Baustoffgeschäft lernte er eines Tages Frank kennen, einen deutschen Ölingenieur, der für Shell in Nigeria arbeitete. Der erzählte ihm vom Reichtum in Deutschland, von ledern gepolsterten Autos, von Farbfernsehern und von Waschmaschinen, die

schleudern konnten. Er berichtete, dass die Menschen feste Arbeitszeiten hatten und nicht Tag und Nacht arbeiten mussten. Boubacar gefiel, was Frank erzählte. Es weckte in ihm den Wunsch, in Deutschland zu studieren. Der Ingenieur half ihm beim Ausfüllen des Antrags für ein Stipendium; er hatte Erfolg und wurde angenommen. Das war 1964, drei Jahre vor Beginn des Biafra-Krieges 1967. Seine Mutter legte ihm Steine in den Weg. Er wurde mit einer entfernten Cousine verheiratet. Es half nichts. Bob übertrug die Verantwortung an seinen jüngeren Bruder, der das Geschäft weiterführte, und reiste nach Hamburg zum Studieren.

Als der Biafra-Krieg ausbrach, wollte er nicht mehr zurück nach Nigeria. Boubacars Stamm der Igbo, Christen im Süden Nigerias, kämpften für einen separaten Staat gegen die Hausa und Fulani, Muslime im Norden. Ein mörderischer Krieg, der zwei Millionen Opfer kostete. Bob war kein Militarist, sondern kämpfte als angehender Arzt für das Leben.

Gesa war wissbegierig und saugte alles in sich auf. Bobs Erzählungen waren für sie wie eine Tür zu einer neuen faszinierenden Welt. Sie liebte seine Manieren,

seine Höflichkeit und die abendlichen Ausflüge mit dem silbernen Mercedes durch die erleuchteten Straßen Hannovers, die Kino- und Restaurantbesuche. Auch ihre Familie nahm Boubacar gastfreundlich, ja freundschaftlich auf. Seine Hautfarbe spielte offenbar keine Rolle. Ihre Oma verehrte Bob geradezu, wenn er als Arzt in ihre rheumatischen Hände spritzte und die Schmerzen daraufhin nachließen. Nur ihre Mutter fragte sie einmal nachdenklich: „*Kind, weißt Du überhaupt, wo Nigeria in Afrika liegt und wie man dort lebt?*“ Gesa hatte der Mutter von ihren Plänen erzählt: Sie wollte mit Bob nach Nigeria auswandern und dort eine Klinik eröffnen.

Als Gesa schwanger wurde, zogen sie Ende 1979 in eine Drei-Zimmer-Wohnung in Wunstorf. Sie führten ihre abendlichen Ausflüge fort, heirateten und führten eine normale Partnerschaft. Doch mit der Zeit fiel Gesa auf, dass mit Boubacar etwas nicht stimmte.

.....

Das Trommeln an der Schlafzimmertür ließ nach. Ihr Mann hatte offenbar aufgegeben und sich beruhigt. Sie legte die immer noch schlafende Chioma ins

Kinderbett, das am Fußende des Ehebetts stand. Da hörte sie, dass die Haustüre geöffnet wurde. Sie hielt den Atem an, aber außer ein paar vorbeifahrenden Autos nahm sie keine Geräusche wahr. Ihre Mutter war gekommen. Sie klopfte an die Schlafzimmertüre und sprach verhalten, „Gesa, *Du kannst rauskommen.*“

Boubacar lag ausgestreckt auf dem Sofa im Wohnzimmer, ein Bein auf dem Couchtisch, neben sich eine angebrochene Flasche Jack Daniels. Gesa und ihre Mutter packten hastig ein paar Sachen zusammen und schlichen aus der Wohnung.

Erst im Golf der Mutter spürte Gesa, wie kalt ihr war und zitterte plötzlich am ganzen Körper. Ihre Mutter drückte sie an sich und schwieg. Wie dankbar war Gesa, dass sie ihr keine Vorhaltungen machte. Es war nicht das erste Mal, dass Boubacar sie geschlagen hatte. Dieses Mal beschloss Gesa: Es sollte das letzte Mal gewesen sein. Die Aufregung des Abends verfolgte sie bis in den Schlaf. Im Haus ihrer Eltern schreckte sie einige Male aus einem Albtraum auf: Gesa war darin an ein Bett gefesselt, eine Fensterscheibe splitterte und ein Mann, der an beiden Händen blutete, riss Chioma aus ihrem Bettchen und

verschwand im Dunkeln.

Nach der Flucht aus der ehelichen Wohnung fand Gesa Halt in ihrer Familie. Bisher hatte sie ihren Angehörigen das Drama um Boubacar verheimlicht. Sie hatte daran geglaubt, ihn mit Verständnis aus seiner Misere herausführen zu können. Sie erzählte ihrer Familie von Boubacars verletztem Stolz und den Demütigungen, die er ertragen hatte: Nach seiner Ankunft in Hamburg waren sein Freund Sammy und er häufig rassistischen Anfeindungen ausgesetzt. Bei der Wohnungssuche schlug ihm ein Vermieter die Türe vor der Nase zu, als er seine Hautfarbe sah. Bei seinen Notdiensten im Krankenhaus wurde er von betrunkenen Patienten angepöbelt: „*Von Dir stinkendem Neger lass ich mich nicht anfassen.*“ Einmal jagten ihn in Hannover ein paar Skinheads über den Raschplatz und Bob konnte sich gerade noch in das Bahnhofsgebäude flüchten. Doch besonders litt Boubacar unter der Ablehnung seiner Familie. Sie betrachtete ihn als Verräter, denn er hatte im Biafra-Krieg nicht auf der Seite seines Stammes, den Igbo, gekämpft.

Gesa glaubte inzwischen, dass seine zwei Mercedes,

der silberne mit den braunen Ledersitzen und der schwarze mit den dunkelroten Ledersitzen, und seine Goldketten seine verletzte Ehre und die erlittenen Demütigungen kompensieren sollten. Eines Tages begann Boubacar, den Giftschränk der Inneren Abteilung zu plündern. Er nahm Beruhigungs-, Betäubungs- und Aufputzmittel im Wechsel ein und wurde dadurch unberechenbar. Gesa war anfangs irritiert, wenn er sich tagelang ins abgedunkelte Zimmer zurückzog, wortkarg und unleidlich war. Er sprach in solchen Phasen vom „*schweren Blut*“ seiner Familie. Auf die depressiven Perioden folgten immer öfter aggressive Phasen voller Wut und Zorn. Gesa war in den vergangenen Monaten einige Male das Opfer seiner Zornesausbrüche gewesen. Ihr Mitgefühl gegenüber Boubacar hatte sich verwandelt in eine Mischung aus Ohnmacht, Furcht und Verletzung.

Zwei Tage nach ihrer Flucht aus der Wohnung mieteten sich Gesa und ihr Bruder einen Lieferwagen und räumten in Boubacars Abwesenheit das Kinderzimmer von Chioma aus. Bob schien überraschend erleichtert. Er war mit sich und seinen Problemen beschäftigt, während Gesa jung, aktionshungrig und anstrengend war.

Boubacar willigte schnell in die Scheidung ein. Das Gericht übertrug Gesa die alleinige elterliche Sorge für Chioma, die damals ein Jahr alt war. Die Ex-Eheleute hielten weiterhin telefonischen Kontakt und alle zwei Wochen am Wochenende verbrachte Boubacar einen Tag mit Chioma.

Bob bereitete sich auf seine Rückkehr nach Nigeria vor, charterte einen Container im Hafen von Hamburg für seine beiden Mercedes, die Möbel und den Hausrat und löste ihre Wohnung auf. Er zog zu seinem nigerianischen Freund Sammy, der Gynäkologe geworden war.

Gesa hatte sich im Haus ihrer Eltern wieder stabilisiert und war keineswegs argwöhnisch, auch als ihre Mutter sie ansprach: „*Hast Du schon einmal daran gedacht, dass er eines Tages Chioma mit nach Nigeria nehmen könnte?*“ Bob hatte ihr versichert, dass er als Arzt wisse, dass ein Kleinkind zu seiner Mutter gehört.

.....

Der 1. Mai 1981, ein Samstag, war der Schicksalstag, der in das Leben von Gesa und Chioma wie eine

Sturmflut hereinbrach. Chioma war gerade vierzehn Monate alt. Bob holte Chioma morgens ab und meinte, er wollte mit ihr in Hannover Sommersachen einkaufen. Etwas war anders als an den üblichen Besuchstagen. Gesa hatte Chioma noch nicht ganz fertig gemacht, sie sollte noch eingecremt werden. Aber Bob machte Druck wegen der Öffnungszeiten der Kaufhäuser. Gesa schöpfte keinen Verdacht. Zur vereinbarten Zeit am Nachmittag waren sie noch nicht zurück. Gesa wartete noch eine halbe Stunde, dann rief sie Bobs Freund Sammy an und wollte wissen, wo Bob steckte. Sammy druckste herum und sagte: *„Du musst mal vorbeikommen.“* Da ahnte sie, was passiert ist und brüllte ihn am Telefon an. Bei Sammy hatte Bob einen Abschiedsbrief an sie hinterlegt. Aufgelöst eilte Gesa direkt zum Polizeikommissariat, wo man nichts als beschwichtigende Worte für sie übrig hatte. *„Die werden schon wieder von ihrer Einkaufstour zurückkommen. Beruhigen Sie sich doch erst einmal.“* Der Kontakt zur Polizei war offenbar nur vergeudete Zeit.

Sie raste nach Hause und suchte dort Hilfe bei ihrem Vater. Er kannte einen hochrangigen Offizier beim BND, der sofort seine Mitarbeiter einschaltete. Der

BND-Mann kam mit seinem Dienstwagen gleich aus Berlin zu ihren Eltern und nahm Kontakt zu Lufthansa und zur Deutschen Botschaft in Nigeria auf. Boubacar hatte Chioma in seinen Pass eintragen lassen und einen Direktflug von Frankfurt nach Lagos gebucht. Beide saßen in der Maschine. Der Plan des BND-Mannes war es, mit dem Piloten Kontakt aufzunehmen, damit dieser das Kind an sich nimmt. Ein Wagen der Deutschen Botschaft sollte auf dem Flugfeld warten, Chioma in Obhut nehmen und zur Deutschen Botschaft überführen. Das würde sich alles auf deutschem Territorium oder in der diplomatischen Zone abspielen. Ihr Vorgehen wäre durch internationale Abkommen gedeckt.

Als der Attaché der Botschaft Funkkontakt mit der Lufthansa-Maschine aufnahm, erhielt er die Nachricht, der Flieger sei vor wenigen Minuten gelandet und die Passagiere gerade ausgestiegen. Bob und Chioma waren auf nigerianischem Hoheitsgebiet. Sie hatten sie nur um ein paar Minuten verpasst. Das Schicksal war unerbittlich.

Vom Rechtsattaché der Deutschen Botschaft erfuhr Gesa, dass es kein Rückführungsabkommen zwischen

dem nigerianischen Staat und Deutschland gab. Sie könnte sich nur mithilfe eines nigerianischen Rechtsanwalts an das dortige Gericht wenden und einen Herausgabeantrag stellen. Sie müsste mit extrem hohen Kosten rechnen und sich vorher eine Kostenaufstellung geben lassen. Lagos wäre eine der teuersten Städte der Welt. Selbst wenn sie einen gerichtlichen Herausgabebeschluss gegen Boubacar erwirken könnte, wäre eine Vollstreckung ungewiss. Der Deutschen Botschaft wären die Hände gebunden. Sie müssten das dortige Rechtssystem respektieren.

Gesa trat, wie empfohlen, mit einer Anwältin in Kontakt. Mindestens 100.000 Dollar an Ausgaben würden auf sie zukommen. Sie müsste jeden Beamten bestechen. Es sei kaum vorstellbar, dass man einem nigerianischen Arzt das Kind wegnähme. Die einzige realistische Option sei eine Rückentführung des Kindes, was jedoch mit großen Gefahren verbunden wäre.

Gesa war verzweifelt. Sie versuchte mit Bob Kontakt aufzunehmen und schrieb ihm Briefe, einen ganzen Ordner voll. Sie hatte keine Anschrift von Bob und adressierte sie an Bobs Mutter. Diese konnte nicht

lesen und so kamen einige Briefe ungelesen zurück. Zeitgleich suchte Gesa Unterstützung bei einem katholischen Orden, dem Erzbistum von Lagos, über die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit, die Mitarbeiter vor Ort hatten. Sie erhielt keine Reaktion. Sie versuchte es über einen ehemaligen nigerianischen Studienfreund von Bob, der mit seiner deutschen Frau Helga in Nigeria eine Klinik aufgebaut hatte. Doch Helga lehnte eine Unterstützung ab, denn ihr Mann fand das Handeln von Bob richtig. Gesa war fassungslos.

Schließlich, nach einem Jahr fruchtloser Aktionen, entschloss sie sich, nach Nigeria zu reisen und nach Chioma zu suchen. Andreas Feininger, ein Freund ihres Vaters und Manager im Volkswagenwerk Lagos, hatte vorher den Aufenthalt von Bob und Chioma ausgekundschaftet: Bob wohnte im Dorf seiner Mutter und arbeitete in der städtischen Klinik von Owerri, circa zwanzig Kilometer entfernt.

.....

Gesa machte sich auf den Weg in das Land, das ihr einst so reizvoll erschien, und in dem sie mit Boubacar

leben wollte. Der Reiz hatte sich in Grauen verwandelt.

Andreas hatte Gesa vor dem Chaos und den Kriminellen auf dem Ankunftsterminal des International Airports in Lagos gewarnt. Sie sollte alle Wertsachen eng am Körper tragen und sich auf keine Gespräche einlassen. Ausländer werden auch am Flughafen Opfer von Diebstählen und Raub. Er warte auf sie vor der Ankunftshalle.

Als sich Gesa durch die Menge Einheimischer gekämpft hatte, trat sie aus der klimatisierten Zone in die schwüle Hitze von Lagos. Die feucht-heiße staubige Luft legte sich wie eine Wolldecke über sie. Wie sollte sie Andreas Feininger in dem Pulk schiebender und drängender Menschen nur erkennen? Von hinten fasste sie eine kühle Hand am Unterarm. Sie sah einen jungen Mann mit einem dunkelblauen Jumper, dem kleidartigen Hemd der Männer, und einer dunklen Jeans. Er grinste sie unverhohlen an und fragte: *„Are you Mrs. Gesa Okoye from Germany? Dr. Feininger ist expecting you. I am his driver.“*

Darauf hatte sie Andreas Feininger nicht vorbereitet.

Der junge Mann schnappte ihren Koffer und sie folgte ihm notgedrungen zu einem schwarzen Volkswagen Jetta.

Dr. Feininger sei durch einen unerwarteten Stromausfall im VW-Werk aufgehalten worden. Sie würden dorthin fahren, um ihn abzuholen. Gesa war irritiert und erleichtert zugleich. Sie ließ sich in die Polster des Jetta fallen. Die Eindrücke stürzten auf sie ein. Vierspurige Straßen, auf denen Autos, Motorräder und Busse keiner Regel zu gehorchen schienen. Moderne Hochhäuser im Bankenviertel und nicht weit davon entfernt ausgedehnte Slums mit windschiefen Bretterbuden. Uchenna, wie sich ihr Fahrer vorstellte, kommentierte die Szenen: „*Welcome in Lagos, one of the busiest cities of Africa. Here, nothing is impossible.*“

Nachdem sie sich durch den Nachmittagsverkehr gequält hatten, erreichten sie die Montagehallen des VW-Werks. Uchenna ließ Gesa im Auto warten und kam mit Andreas Feininger zurück. Ein hagerer Mittvierziger, der in seinem Anzug etwas verloren wirkte, und dessen Gesichtszüge die Spuren langer Arbeitstage und exzessiven Zigarettenkonsums aufwiesen. Er entschuldigte sich, dass er aufgehalten wurde und seinen Fahrer geschickt hätte. In Lagos

geschehe an einem Tag so viel Unerwartetes wie in Deutschland in einem Monat. Er habe sich für Gesa drei Tage Zeit genommen. Sie sollten die 550 Kilometer nach Owerri gleich in Angriff nehmen und bis zum Einbruch der Dunkelheit fahren. Nachts wäre die Gefahr räuberischer Straßensperren und Überfälle auf PKW zu groß. Gesa war erleichtert, Andreas an ihrer Seite zu haben und döste auf dem Rücksitz weg.

Ihre erste Übernachtungsmöglichkeit war ein ziemlich abgerissenes Guesthouse. Ihre Slippers klebten auf dem schwarzen Flurboden. Ihr Zimmer bestand aus einem rostigen Bettgestell mit Matratze, einem fleckigen Überzug und einem schäbigen Stuhl. Sie wunderte sich, weshalb in der Dusche ein oranger Eimer mit Schöpfkelle und Wasser stand. Als sie den Wasserhahn aufdrehen wollte, wusste sie Bescheid. Sie fühlte sich eigenartig verloren und öffnete die Türe zur Veranda. Ihr Blick fiel auf das beleuchtete Dorf im Tal und sie nahm die vielfältigen Laute von Zikaden, bellenden Hunden, lachenden Kindern und krähenden Hähnen wahr. Diese Eindrücke entschädigten für das schäbige Guesthouse. Andreas versicherte ihr, dass er in Owerri ein luxuriöseres Hotel gebucht hätte. Wenn alles glatt ginge, würden

sie morgen Boubacar und vielleicht auch Chioma sehen.

Vor Ungewissheit und Schwüle wälzte sie sich nachts von einer Seite auf die andere und kam nicht zur ersehnten Ruhe.

Andreas Feininger hatte nicht zu viel versprochen. Das Hotel in Owerri war gegenüber dem Guesthouse ein Palast, eine Lobby über drei Stockwerke mit einem künstlichen Wasserfall, der über Natursteine die Wand herunterplätscherte. Vor der drückenden Mittagshitze verkrochen sie sich in ihre klimatisierten Zimmer. Gesa war extrem unruhig. Würde sie Chioma nach einem Jahr endlich wieder sehen? Wie würden sie die erste Begegnung mit Boubacar einfädeln? Andreas hatte während der Siesta seine Kontaktpersonen vor Ort angerufen. Boubacar sei nachmittags meist im International Tennis Club anzutreffen. Sie bedrängte Andreas, nicht mehr abzuwarten, sondern sofort zum Club zu fahren. Sie hatten sich keine wirkliche Strategie zurechtgelegt. Das sollte sich rächen.

Sie fuhren durch den ausladenden Betontorbogen mit

der verwitterten Aufschrift „*International Tennis Club est. 1962*“ und niemand schien sie zu beachten. Neben einigen verwaisten rotbraunen Sandplätzen befand sich auf einer Anhöhe eine ausladende weiße Kolonialstilvilla mit einer umlaufenden Veranda, gestützt von mächtigen Säulen. Davor parkten einige dicke Karossen, vorwiegend Mercedes, Peugeot und amerikanische Schlitten. Einige Tische des Restaurants waren mit fettleibigen Männern in Anzügen besetzt, die sich lautstark unterhielten. Gesa stockte der Atem, ihr Puls klopfte in den Ohren, und da sah sie ihn. An einem der Tische erkannte sie Bob. Ihre Hände wurden schweißnass und kalt. Ohne lange zu überlegen riss sie die Türe des Jetta auf, lief auf die Veranda zu und rief: „*Bob, ich muss mit dir sprechen.*“

Das Gespräch verstummte, die Männer starrten sie an, Boubacar stand auf. Wie in Zeitlupe drehte er sich zu ihr um, hielt inne, als würde er nachdenken. Dann wendete er ihr den Rücken zu, lief geradewegs auf die nächste Tür der Villa zu und verschwand im Inneren. Die Männer auf der Veranda stellten sich ihr entgegen. „*Kein Zutritt.*“ Andreas und sein Fahrer liefen hinter ihr zur Veranda, Uchenna hielt einen Knüppel hinter seinem Rücken. Er hatte Panik in seinem Gesicht. Gesa

schrie die Männer an: *„Ich will bloß mit Dr. Okoye sprechen!“* Die Stimmung wurde aggressiv, die Männer hatten offenbar Whiskey getrunken. Eine offene Flasche Jonny Walker und ein Eiskübel standen auf dem Tisch. Ein Mann mit einem Bauch, der seinen silbern glänzenden Anzug fast sprengte, fauchte sie an: *„Hier gibt es keinen Dr. Okoye!“* In ihrer Verzweiflung flehte Gesa: *„Ich will doch nur mein Kind sehen!“*

„Klar will eine Mutter ihr Kind sehen. Sie können einen Brief hinterlassen, und wir werden ihn zu Dr. Okoye bringen.“

Gesa sackte innerlich zusammen. Sie erkannte, dass es kein Durchkommen gab und sie übergab dem Mann mit dem silbernen Anzug ihren Brief, den sie vorbereitet hatte. Gesa und ihre Begleiter traten den unvermeidlichen Rückzug an.

Andreas Feininger war ziemlich verärgert über Gesas spontanen Auftritt und die verpatzte Begegnung. Beim Dinner besprachen sie das Vorgehen für den nächsten Tag. Sie wollten mit zwei Begleitern in das Dorf fahren, in dem Bob, seine Mutter und sein Bruder wohnten. Zwei Begleiter, die aus dem Dorf stammten, sollten mit Bobs Mutter verhandeln, von der sie

wussten, dass sie tagsüber Chioma betreute.

In der Nacht wurde Gesa von Albträumen geplagt. Als sie im Dunkeln aufwachte, hörte sie Schritte im Kies und sah einen Schatten mit Taschenlampe vor ihrem Hotelfenster. Der Schatten rührte sich nicht. Panisch klopfte sie bei Andreas. Es war nur der hoteleigene Nachtwächter. Gesa befürchtete, dass sich ihre Angst in Panik steigern könnte. Andreas gab ihr zwei seiner Valium-Tabletten.

In der Nacht sprach Andreas mit seinen Kontaktleuten, die den Aufenthalt von Boubacar auskundschaftet hatten. Die zwei wollten sie zum Dorf begleiten und ihnen Bobs Haus zeigen. Als sie am nächsten Morgen mit ihren zwei Begleitern zum Dorf fuhren, ließen diese den Wagen am Dorfrand anhalten. Sie befürchteten, dass sie und ihre Familien umgebracht werden könnten und wollten unerkannt bleiben. In Nigeria war ein Menschenleben schnell ausgelöscht. Notgedrungen mussten sie die Beiden aussteigen lassen.

Das Dorf wirkte wie ausgestorben. Im Haus von Bobs Mutter rührte sich niemand. Gesa sah einen flüchtigen Schatten am Fenster. Nur eine weiße Frau mit langen

grauen Haaren und einem abgetragenen Kleid streifte durch die staubigen Straßen. Auch das Haus von Bob's Bruder und der Baustoffhandel wirkten verlassen. Die Stille in dem ausgestorbenen Dorf wirkte unwirklich, geradezu unheimlich. Da kam die weiße Frau auf sie zu. Gesa fragte sie nach Bob, Chioma und der Großmutter. Die Frau meinte, sie wisse, wo Gesa ihr Kind finden könne. Sie gaben ihr 50 Dollar und sie wollte sie zu dem Versteck führen. Unterwegs murmelte sie unverständliches Zeug von Allah und Mohammed und sie erkannten, dass die weiße Frau in einem religiösen Wahn lebte.

Boubacars Familie hatte sich offenbar verschanzt, und mit ihnen das ganze Dorf. Es war klar: Sie würden ihr Versteck nicht verlassen, bis Gesa - von ihren fruchtlosen Versuchen der Kontaktaufnahme zermürbt - aufgeben würde. Sie spielten auf Zeit und die Zeit arbeitete für sie. Gesa und Andreas gegen ein ganzes Dorf. Ein aussichtsloser Kampf. Am Abend mussten sie sich ihre Ohnmacht eingestehen: Ein Gerichtsverfahren in Nigeria würde nur Geld verschlingen und wäre aussichtslos. Eine Begegnung mit Boubacar und seiner Familie wurde abgeschirmt. Die Deutsche Botschaft war machtlos. Was also tun?

Aufgeben? Oder doch das Unmögliche versuchen, eine vage allerletzte Chance nutzen?

Gesa war der Gedanke an eine Rückentführung von Chioma zuwider. Damit würde sie sich im Kampf um ihr Kind auf die gleiche Stufe mit Boubacar stellen, seine perfide Waffe einsetzen, die sie so verabscheute, die sie so verletzt hatte, die sie an den psychischen Abgrund geführt hatte. Nach vier Gin Tonic mit Andreas keimte aus der Verzweiflung der letzten Tage ein Quantum Mut, trügerischer Mut. Der Botschafter hatte ihr ausrichten lassen, dass sie mit Chioma nicht außer Landes käme, wenn sie nicht eine Vollmacht des Vaters vorlegen würde. Der Vater müsse die Ausreise seiner Tochter ausdrücklich bestätigen. Der Botschafter hatte jedoch auch einen Hoffnungsschimmer erkennen lassen. Wenn es ihr gelänge, Chioma auf das Gelände der Deutschen Botschaft zu bringen, könnte der Botschaftswagen sie über die Grenze fahren. Das schien der letzte Ausweg, um ihr Kind trotz aller Widerstände an sich zu nehmen. Andreas war mit der Idee alles andere als einverstanden. Riskierten sie doch ihr Leben oder jedenfalls einen langjährigen Gefängnisaufenthalt in einem der unsagbar elenden nigerianischen Knäste.

Sie würden ihr Leben und das Leben ihrer Familien ruinieren, sollte die Entführung schief gehen. Gesa bekniete Andreas. Sie war wie besessen von dem Gedanken. Er willigte schließlich ein.

Andreas Fahrer arrangierte den Kontakt zu einem Schleuser, ein schlanker Mittvierziger mit feinen Gesichtszügen, der sich mit ihnen im Hotel traf. Ihr Ziel war es, Chioma aufzufinden und auf das Gelände der Deutschen Botschaft zu bringen. Um das Risiko zu minimieren, sollte der Schleuser zwei einheimische Fahrer mit PKW engagieren, die Chioma entführen und zum Hilton Hotel in Lagos überbringen sollten. Dort wollten Gesa und Andreas Chioma in Empfang nehmen und hinter der Rücksitzbank des Jetta versteckt auf das Gelände der Deutschen Botschaft fahren.

Als sie sich zwei Tage später wieder trafen, machte der Schleuser einen zuversichtlichen Eindruck, und meinte, er hätte das Versteck von Chioma, zwei Dörfer weiter, auskundschaftet. Es gäbe keine Wächter vor dem Haus. Nur die Großmutter, ein Bruder von Boubacar, Chioma und der Hausbesitzer, ein entfernter Cousin, würden sich dort aufhalten.

Boubacar sei abgetaucht. Er wollte zwei Securityangestellte engagieren, die als Legionäre im Biafrakrieg ausgezeichnet wurden. Für alle Fälle hatte sich Gesa 10.000 Dollar eingesteckt. Der Schleuser erhielt die Hälfte des Honorars als Anzahlung, die andere Hälfte sollte bei Übergabe im Hilton Hotel Lagos gezahlt werden. In drei Tagen wollten sie sich dort treffen.

Im Hilton saß Gesa auf gepackten Koffern. Der Botschaftsattaché war in ihren Plan eingeweiht. Die Stunden zogen sich wie eine zähe Masse Kautschuk. Gesa war weder in der Lage zu lesen noch ihre Angstphantasien unter Kontrolle zu halten. Frühstück, Lunch und Dinner waren die einzige Abwechslung. Am fünften Tag rief Andreas an, der inzwischen wieder zum Volkswagenwerk zurückgekehrt war. Gegen Abend würden die zwei Securityleute eintreffen, Andreas würde mit dem präparierten Jetta ebenfalls ins Hilton kommen. Gesas Anspannung wuchs ins Unerträgliche.

Sie trafen sich in Gesas Hotelzimmer. Andreas war schon eine Stunde früher eingetroffen. Die zwei Securitymänner kamen in zivil, der eine mit kurz

geschorenen Haaren und stechendem Blick. Er machte keine Anstalten, seine Tatoos unter langen Ärmeln zu verbergen. Die Nummer Zwei, eher breit und rundlich, entsprach nicht Gesas Bild eines Kriegshelden. Die Männer kamen alleine. Wo war Chioma? Wollten sie erst das Geld? Der Tätowierte berichtete: Abends, als die Großmutter schon schlief und die Männer noch in ihren Läden waren, hätten sie die Maid bestochen. Die hätte Chioma einen mit Amphetamin angereicherten Fruchtsaft eingeflöst. Als sie fest schlief, legten sie Chioma auf die Rücksitzbank ihres Wagens und fuhren in der Dunkelheit in Richtung Owerri. Hinter Owerri seien sie in eine Polizeisperre geraten. Die Polizisten seien von der Entführung informiert gewesen. Sie mussten sich freikaufen und Chioma der Polizei übergeben. Gesa hielt den Atem an. Es war Totenstille im Raum. Gesa konnte nicht glauben, was sie da hörte. Die Zwei verlangten den Rest ihres Honorars. Sie hätten Auslagen gehabt, den Wagen gemietet, die Maid bestechen und sich bei der Polizei freikaufen müssen. Gesa sackte zusammen. Es war alles umsonst gewesen. Sie hatte ihr Kind für immer verloren. Gesa zahlte widerstandslos die restlichen 5.000 Dollar aus.

Gesa musste noch zwei Tage auf ihren Flug von Lagos über Frankfurt nach Hannover warten. Weder sie noch Andreas glaubten an die Schauergeschichte der zwei Securities. Sie war in die Falle von Kriminellen geraten, die sie um 10.000 Dollar und ihre letzte Hoffnung betrogen hatten.

Im Haus ihrer Eltern schaute sie in den Spiegel und sie erkannte eine Frau am Ende ihrer körperlichen und seelischen Kräfte.

.....

Chioma

Im zweiten Jahr nach der Entführung arbeitete Boubacar als Internist im City Hospital der Bezirkshauptstadt Owerri. Er wohnte mit Chioma direkt neben der Klinik in einem Ärzte- und Schwesternhaus. Morgens machte er Chioma fertig und brachte sie in den Kindergarten, mittags wurde sie von einer Krankenschwester abgeholt, die sie zum Vater ins Büro brachte, wo sie spielen konnte. Er nahm sie regelmäßig in seinem Mercedes mit zum Tennis. Chioma ging es gut. Das einzige, was sie störte,

war, dass der Hund vorne neben dem Vater sitzen durfte und sie nur auf der Rücksitzbank. Als sie eingeschult wurde, änderten sich jedoch die Umstände. Chioma kam im Haushalt einer Tante unter, die selbst vier Kinder hatte. Die Tante war Lehrerin und sie war es gewohnt, Kinder mit dem Rohrstock zu züchtigen. Bei Chioma und ihren eigenen Kindern machte sie keine Ausnahme. Nur gelegentlich traf sie ihren Vater bei Familienfeiern im Dorf der Oma.

Kurz vor ihrem achten Geburtstag kehrte Chioma ins Dorf zurück. Sie dachte, es würde ein Familienausflug werden. Alle Familienmitglieder fuhren ins Dorf der Oma. Doch am Straßenrand im Dorf sah sie Plakate mit der Aufschrift „*Rest in Peace*“, die in Nigeria üblichen Beileidsplakate. Sie erkannte das Gesicht ihres Vaters. Überall fielen ihr Banner mit den Geburts- und Sterbedaten ihres Vaters auf. Der Schock kam plötzlich und leise. Niemand hatte ihr vorher ein Sterbenswörtchen gesagt. Keiner hatte sie emotional vorbereitet. Ihr Vater war tot!

Im Wohnzimmer des Haupthauses ihrer Oma war der Vater drei Tage lang aufgebahrt. Sie betrachtete sein glattes Gesicht, den Bart rasiert, die Augen

geschlossen, die Hände gefaltet, so als wäre er gerade eingeschlafen. Keine Tante, kein Onkel nahm sie in den Arm oder tröstete sie. Sie weinte in sich hinein. Ihr Panzer wurde härter, ihr Inneres kälter.

Chioma war nun ganz allein. Ihre Mutter kannte sie nicht – ihr Vater war gestorben. Zur Tante wollte sie nicht zurück. Sie suchte Hilfe bei ihrer Oma. Die entschied, dass sie künftig bei ihrem Onkel Madu und seiner Frau Lotanna unterkommen sollte. Beide waren kinderlos und sie hätte ihre Prinzessin werden können. Aber sie geriet vom Regen in die Traufe. Lotanna war voller Bitterkeit, weil sie keine Kinder gebar, und die Familie machte sie als Frau dafür verantwortlich. Wenn Onkel Madu zur Arbeit ging, schloss Lotanna alle Zimmer ab. Chioma konnte sich nur in der Küche aufhalten oder in einem kleinen zugestellten Abstellraum, der ihr als Bettstatt diente. Sie musste zwischen Kakerlaken auf dem Boden schlafen, kein Bett, keine Matratze, obwohl der Haushalt drei Betten besaß. Lotanna maß die Essensportionen ab. Chiomas Rationen waren spärlich und sie konnte nichts nachnehmen. Onkel Madu war für sie nicht erreichbar, da er die meiste Zeit zum Arbeiten unterwegs war. Nur ihrer Oma berichtete sie

von ihrer Misere, die keine Lösung für sie hatte. Es änderte sich nichts. Einmal, beim Wasserholen, fiel ihr ein Kanister vom Kopf und zersprang. Sie wurde zur Strafe drei Tage in die Abstellkammer eingesperrt und geschlagen. Sie weinte wieder in sich hinein und ihre Schale wurde noch härter. Sie fühlte sich entsetzlich allein und musste doch weiter leben.

Nach vier Jahren bei der hartherzigen Tante Lotanna kam Chioma in ein Internat. Es war das einzige Internat, das duldete, dass Chiomas Haare nicht abrasiert wurden. Das verdankte sie dem Vermächtnis ihres Vaters, der darauf bestand, dass niemand Chiomas Haare stutzen durfte, auch nicht nach seinem Tod. Das Abrasieren der Haare und weiße oder schwarze Kleidung gelten als Zeichen der Trauer nach dem Tod naher Angehöriger. Als Boubacar starb wurden der Großmutter und der Tante die Haare rasiert, Chioma aber durfte ihre Locken behalten. Auch im Internat waren alle Mädchenköpfe kahl geschoren, nur Chioma hatte das Privileg einer vollen Haartracht, jedoch streng nach hinten gebunden. Zwei Lehrerinnen war das ein Dorn im Auge und sie nahmen jede Gelegenheit wahr, Chioma an ihren Haaren zu ziehen.

Die Jahre im Internat, die Klassen 6 bis 12, waren die glücklichsten in Chiomas jungem Leben. Sie hatte viele Freundinnen, sie machten dauernd Späßchen. Natürlich gab es unter den Mädchen auch die üblichen Streitereien, Zickereien und Lästereien. Das Internat am Rande Ibadans, einer Millionenstadt im Süden Nigerias, bestand aus ca. 20 Gebäuden auf einem abgeschlossenen Areal: den Häusern der Lehrerinnen, Wohnblocks für die 1.500 Schülerinnen, den Klassenräumen und dem mächtigen Eingangstor. Alle trugen die gleiche Schuluniform, die gleichen Schuhe, die gleichen Socken, egal ob reich oder arm. Morgens wurde die Nationalhymne gesungen. Um Punkt acht Uhr läutete die Schulglocke und die Schülerinnen marschierten nach Größe gestaffelt in ihre Klassenräume. Wer sich verspätete, wurde vom Unterricht ausgeschlossen und für den Strafdienst eingeteilt, wie Feldarbeit oder Kloputzen. In den Klassen 11 und 12 stieg Chioma zur Regulatorin auf. Dieser Posten war für besonders begabte Schülerinnen, die den Schulalltag überwachten und kontrollierten. Sie war stolz auf ihre Position. Ebenso wie das Lehrpersonal setzte sie bei Verstößen gegen die Schulordnung den Rohrstock ein. Jede Regulatorin bekam eine Assistentin zugeteilt. Chioma war für die

Einhaltung der festgelegten Zeiten zuständig. Um 6 Uhr läutete sie für den Weckruf, das zweite Mal um 7 Uhr, dann zu den Unterrichtsstunden, zum Mittagsunterricht, zu den Nachmittagsklassen. Wenn sich eine Schülerin verspätete, erhielten sie, die Regulatorin und die Assistentin, Strafpunkte. Bei schweren Verstößen wurden sie zur Direktorin zitiert. Abends um 10 Uhr musste Chioma dafür sorgen, dass alle Mädchen der 12 Wohnblocks im Bett lagen und überall das Licht ausgeschaltet war. Es herrschte ein strenges Regime und sie gab diese Strenge an die Jüngeren weiter.

Im Internat wurde sie „*die Mutterlose*“ genannt. Das nagte an ihr. Niemand aus Boubacars Familie, auch ihr Vater nicht, hatte jemals ihre Mutter erwähnt. Es gab kein Fotoalbum, keine Briefe, keine Erinnerungsstücke. Über ihre Mutter wurde ein Mantel des Schweigens ausgebreitet. Sie erfuhr nur einmal, dass ihre Mutter eine Deutsche sei, mehr nicht, kein Name, keine Geschichten. Sie nahm das Schweigen um ihre Herkunft hin. Was sollte sie anderes tun? An dieses schwarze Loch in ihrer Seele hatte sie sich gewöhnt. Sie wusste, dass sie stark sein musste, sonst würde aus dem schwarzen Loch ein

Strudel, der sie verschlingt. Ihr harter Panzer wurde zur Überlebensstrategie. Sie ließ die Traurigkeit nicht zu, die sie manchmal überfiel. Sie lief ihre Runden auf dem Sportplatz bis zur Erschöpfung. Als eiserne Regulatorin war sie gefürchtet.

.....

Als Chioma in den Abiturprüfungen steckte, beunruhigte sie ihre ungewisse Zukunft. Wie sollte es mit ihr weitergehen? Sie, die Mutterlose, die Waise, wusste nicht, wohin. Sie hatte keine Familie mehr, die Großmutter war verstorben, zu Onkeln oder Tanten hatte sie keine Beziehung. Die anderen Mädchen bekamen regelmäßig Pakete mit Süßigkeiten. Chioma hatte noch nie ein Paket bekommen. Sie ging immer leer aus, während sich andere über ihre Geschenke freuten.

Doch eines Tages erhielt sie überraschende Post. Die Rektorin überreichte ihr einen dicken Brief. Er kam aus Deutschland, von ihrer Mutter und enthielt Fotos von Chiomas Geburt, der Mutter, Cousins und Cousinen aus Deutschland. Chioma erfuhr zum ersten Mal, wann sie Geburtstag hatte. Sonst hatte sich niemand um ihren Geburtstag geschert. Sie kannte

nur ihr Alter. Die Mutter schrieb, dass sie in zwei Monaten zu ihrem 19. Geburtstag zu Besuch kommen wollte. Chioma fühlte sich wie in einem Traum. Sie konnte kaum glauben, was sie da las. Es kam ihr so unwirklich vor. Wenn sie morgens aufwachte, tastete sie zuerst nach dem Brief auf ihrem Tischchen, um sich zu vergewissern, dass alles real ist. Ihr Inneres war heiß vor Glück, gleichzeitig hatte sie Angst vor der Begegnung mit ihrer noch fremden Mutter.

.....

Gesa erstarrte, als sie nach einer Ewigkeit unerwartet diesen Brief im Briefkasten vorfand. Der Brief trug als Absender den Namen von Boubacars Bruder. Chioma sei nun in der Abschlussklasse, ihre Erziehung beendet, und sie könne sie in Nigeria abholen. Gesa war inzwischen Anfang 40, arbeitete als Journalistin und war mit Lukas, ebenfalls einem Journalisten, verheiratet.

Die ersten Jahre nach der Entführung Chiomas lebte sie wie in Trance. Sie konnte sich nicht damit abfinden, Chioma verloren zu haben. Eine Psychotherapie war ihr zuwider, denn sie hatte ja

einen greifbaren Grund für ihren seelischen Schmerz. Was könnte ein Psychotherapeut daran ändern? Ihre Eltern und Brüder fingen sie auf. Nächtelang schauten sie sich Fotos von früher an, als Chioma noch Teil der Familie war. Mehr um sich zu beschäftigen, nahm sie ein Studium der Politikwissenschaft und des Journalismus auf. Die neuen geistigen Anregungen, das Studentenleben, die Prüfungsanforderungen ließen ihren Schmerz in den Hintergrund treten. Ihr Leben normalisierte sich. Während eines Volontariats bei einer regionalen Zeitung traf sie Lukas, ihre große Liebe.

Durch alle negativen Erfahrungen mit Boubacars Familie misstrauisch geworden, traute Gesa dem Inhalt des Briefes nicht. Sie wollte jedoch diese vage Chance wahrnehmen, Chioma wieder zu sehen. Und so entschlossen sich Gesa und Lukas gemeinsam nach Nigeria zu fliegen.

Als sie im Internat eintrafen und bei der Rektorin vorsprachen, war diese über ihre Ankunft überrascht. Chioma sei doch morgens von ihrer Familie abgeholt worden. Das war zu viel für Gesa. Ihr wurde schwarz vor Augen und sie brach zusammen. Hatte sie ihre

Tochter ein weiteres Mal verloren? Offenbar hatte Boubacars Familie wieder einen perfiden Plan gesponnen.

Am Morgen von Gesas Ankunft kam Chiomas Cousine zum Internat und meinte zu Chioma: „*Wir müssen nach Hause.*“ Ohne das weiter zu hinterfragen, fuhren sie mit dem Bus zum Haus der Cousine, wo Chioma manchmal übernachtete, wenn sie sonst keine Bleibe hatte. Als Chioma langweilig wurde, setzte sie sich unten in den Friseurladen, um mit den Kundinnen zu plaudern. Auf einmal erschien der Sohn der Rektorin. Der sagte zu ihr: „*Du drehst Dich jetzt nicht um und folgst mir.*“ Chioma gehorchte, denn sie dachte, die Rektorin habe sie zurückgepfiffen, weil sie sich im Internat nicht ordnungsgemäß abgemeldet hatte. Sie machte sich auf eine Strafpredigt gefasst.

Das Portal der Schule öffnete sich. Hunderte Augenpaare starrten sie an. Die Mädchen klatschten, lachten, jubelten, riefen aus: „*She is coming!*“

Chioma war verwirrt. Was war denn hier los? Da sah sie die große blonde Frau unter der Schirmakazie. Das musste ihre Mutter sein. Tränen rannen aus ihren

Augen. Sie umarmten sich. Es war die erste Umarmung in Chiomas Leben. Eine Ewigkeit standen sie Hand in Hand nur da. Die Rektorin und die ganzen Schülerinnen um sie versammelt. Lukas machte Fotos.

Abends waren sie zum Dinner bei der Rektorin eingeladen. Chioma saß ihrer Mutter gegenüber und bekam kaum einen Bissen runter. Sie betrachtete ihre blond gelockten schulterlangen Haare, ihre gepflegten Hände, ihre klaren blauen Augen. Es lag ein Schatten darunter, fast wie Kajal, und ihr Gesichtsausdruck verriet eine Mischung aus Freude und Schmerz. Gedanken und Gefühle schossen durcheinander. Hier saß ihre Mutter, die sie nicht kannte, und die aus einer anderen Welt kam. Beim Dessert fragte Gesa Chioma, ob sie mit nach Deutschland kommen will. Chioma hatte in Nigeria praktisch keine Familie mehr, sie spürte die innere Kälte. Bei der Vorstellung an Deutschland empfand sie einen Hauch von unbekannter, lange vermisster Wärme. Großmutter und Großvater, Cousins und Cousinen werden sie erwarten. Ohne zu Zögern traf sie ihre Entscheidung: „Ja!“

Niemand würde sie jemals mehr „Die Mutterlose“ nennen.

.....

Im März 1999, nach Chiomas abgeschlossenem Abitur, schickte Gesa ihr ein Flugticket von Lagos über Frankfurt nach Hannover. Für Chioma war es glasklar, dass sie sich für ein Leben in Deutschland bei ihrer Mutter entschied. Sie dachte sich: „*Schlimmer als hier in Nigeria kann es nicht mehr werden.*“

Sie packte ihre wenigen Habseligkeiten. Ohne sich von ihren Verwandten in Nigeria zu verabschieden, machte sie sich auf den Weg nach Deutschland. In Hannover angekommen, stand Chioma in ihrem orangen Kleid und mit einer Plastiktüte als einzigem Gepäckstück in der Ankunftshalle. Ihre neuen Familienmitglieder umarmten sie einer nach dem Anderen.

Gesa und Lukas hatten ihr ein eigenes Zimmer in ihrem Reihenhaushaus vorbereitet. Gesa hatte alle Cousinen, Cousins und die Großeltern eingeladen. Chioma war überwältigt von allen Eindrücken, die auf

sie einstürmten und fiel erschöpft in einen unruhigen Schlaf. Alle paar Minuten spähte eine Cousine in ihr Zimmer, um sie zu betrachten.

Die ersten Wochen fühlte sich Chioma fremd. Sie verstand niemanden. Sie brauchte ihre Zeit, um sich an die deutsche Küche und das feuchtkalte Wetter zu gewöhnen. Es war so, als hätte jemand ihr Leben komplett umgekrempelt.

Gesa hatte einen Deutschkurs für Chioma an der Uni Hannover organisiert. Mit Lukas Unterstützung lernte sie schnell. Ihr nigerianisches Abitur wurde in Deutschland nicht anerkannt. Als Ausländerin hätte sie mit ihrem nigerianischen Abschluss studieren können. Aber sie hatte ja einen deutschen Pass, da gelten schärfere Regeln. So machte sie verschiedene Praktika, als Fotografin, als Zahntechnikerin, als Goldschmiedin. Schließlich entdeckte sie einen Blumenladen, lernte Floristin und machte sich in diesem Beruf selbständig. Nach zehn Jahren bekam sie eine Kälteallergie, die auftrat, wenn sie die Blumen aus dem Kühlschrank holte. Sie konnte ihren Beruf als Floristin nicht mehr ausüben. Nach einer erfolgreichen Immaturenprüfung begann sie Soziale

Arbeit zu studieren.

Das Verhältnis zwischen Gesa und Chioma war in den ersten Jahren durch viele Missverständnisse und Zusammenstöße geprägt. Zwei starke Frauen stießen aufeinander. Ihre Kindheit in der gefühlskalten Familie von Boubacar hatte Chioma gegen sich und andere verhärtet. Als Überlebensstrategie hatte sie sich einen Schutzpanzer angelegt. Sie trug ihre Emotionen nicht nach außen, sondern weinte in sich hinein, ohne dass es jemand mitbekam. Eine Psychotherapie half ihr, sich selbst besser zu verstehen und sich anderen zu öffnen. Heute haben Mutter und Tochter eine enge verständnisvolle Beziehung.

.....

Nachtrag

Als ich Chioma kennen lernte, war sie 36 Jahre. Sie hatte die vergangenen 17 Jahre in Deutschland gelebt. Sie fiel mir in der Vorlesung „*Familienrecht*“ unter hundert Studierenden auf; ihre aufrechte, schlanke Statur, ihr gerader unerschrockener Blick, der den

Fragen des Professors nicht auswich. Sie war älter als die meisten anderen Studierenden. Ich berührte in der Lehrveranstaltung das Thema „*internationale Kindesentführungen*“ und die geringen Möglichkeiten, ein von einem Elternteil ins Ausland entführtes Kind wieder nach Deutschland zurückzuführen. Der einzig legale aussichtsreiche Weg ist ein Rückführungsverfahren nach dem Haager Kindesentführungsabkommen, dem Deutschland (im Jahr 1990) und circa 80 andere Staaten beigetreten sind, die meisten afrikanischen und arabischen Länder jedoch nicht. Nigeria ist bis heute kein Vertragsstaat.

Chioma meldete sich und sagte: „*Ich bin so ein entführtes Kind.*“ Und sie begann im Hörsaal Fragmente ihrer Geschichte zu erzählen. Ich wollte sie bremsen, denn das ganze Semester würde ihre Vorgeschichte erfahren. Das sollte sie sich vor Augen führen. Sie ließ sich nicht abschrecken. Später berichteten mir Chioma und Gesa Einzelheiten der dramatischen Ereignisse, die ich mit ihrer Erlaubnis hier niederschreibe.

Prof. Dr. jur. Ansgar Marx ist Familienrechtler sowie praktizierender Mediator und lehrt an der Ostfalia Hochschule Braunschweig/Wolfenbüttel. Er ist Autor einiger Lehrbücher und bildet am iko Institut für Konfliktlösungen Mediatoren aus.

